

Aus meinem Tagebuche.

frieden; allerdings stand ihm auch keine große Wahl zu Gebote, es sei denn, daß er meine ärmliche Strohütte mit einem Kafferntraal vertauschen wollte. Ich suchte also zunächst die Pferde unterzubringen und bedeckte sodann den „Abendtiich.“ Zu meinem Stüblein Brot fanden sich noch ein paar Kartoffelchen und etwas Fett. Das gab eine prächtige Suppe, und zum Nachtisch präsentierte ich dem hohen Herrn eine Tasse Kaffee. Als Lagerstätte überließ ich ihm das eigene, frisch gedeckte Bett. Er war mit allem wohl zufrieden, bedankte sich am nächsten Morgen für die „gute Bewirtung“ und drückte mir beim Abschied vier Schilling in die Hand. —

Ende Juli 1898 kamen endlich drei Schwestern. Ich überließ ihnen sofort meine Doppelstellung als Schullehrer und Koch, um mich fortan ausschließlich den eigentlichen Missionsarbeiten zu widmen. Von

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R. (Fortsetzung.)

Gmaus, 25. August 1908. — Jüngst hatte ich am Umzimfulu einen Krankenbesuch. Ein alter, krüppelhafter Mann war schwer erkrankt und ließ mich rufen, damit ich ihm die hl. Taufe spende. Ich hatte keinen Grund, an seinem guten Willen zu zweifeln und spendete ihm daher nach vorausgegangenem Unterricht die hl. Taufe nebst der letzten Delung. —

Bald darauf wollte sein ältester Sohn Hochzeit halten. Da stand ihm nun der alte, bresthafte Vater im Wege, denn dieser bewohnte die Hütte, in die er seine Braut einführen wollte. Was nun? Die heidnischen Kraalinsassen machten da kurzen Prozeß, sie bespannten einen Schlitten mit ein paar Ochsen, legten den armen, kranken Vater darauf und transportierten



Ankunft der Missionsschwestern vom kostbaren Blut in einem heidnischen Kraale.

da an nahm alles einen neuen Aufschwung. Arm blieb die Station zwar immer noch, doch im Vergleich zu den Opfern und Entbehrungen der letzten 9 Monate dünkte ich mich reich. Mein größter Trost aber war, daß sich die Zahl der Christen und Katechumenen ständig mehrte. Marialinden ist eines unserer hoffnungsvollsten Missionsgebiete. Ringsum, soweit das Auge nur reicht, erblickt man größere und kleinere Dörfer; ja bis über die hohen Drakensberge kann der seeleneifrige Missionär seine Wirksamkeit ausdehnen. Solche Missionsritte sind allerdings zuweilen mit großen Strapazen verbunden, doch alle diese Opfer bringt man gern aus Liebe zu den unsterblichen Seelen. Ein drastisches Beispiel eines strapaziösen Missionsrittes will ich, so Gott will, in einer der folgenden Nummern unseres Blättchens mitteilen. Für heute wage ich die Geduld unserer geehrten Leser nicht weiter in Anspruch zu nehmen.

ihn mir nichts, dir nichts nach Gmaus zu den amakomas. Diese hatten ihn getauft und sollten ihn nun auch haben und verpflegen bis zum Tod. Das ist kaffrische Anspruchslosigkeit! — Um bei dem Handel möglichst schnellen Kaufs davonzukommen, luden sie bei unserer Missionsstation den Kranken einfach ab, machten Kehrt und eilten mit Ochsen und Schlitten schleunigst der Heimat zu. —

Der älteste Sohn des Kranken und sein bissiges Weib hatten wenigstens noch so viel Mänter, ein paar Augenblicke zu verweilen und uns zu sagen, was sie eigentlich wollten. Vergebens machten wir dem ungeratenen Sohne die ernstesten Vorstellungen, wie böß und verkehrt es sei, den eigenen Vater einfach zu verstoßen, wir selbst könnten ihn hier nicht behalten, da wir niemand hätten, der ihn verpflege usw. Doch wir predigten tauben Ohren. Der junge, herzlose Mann rannte einfach den übrigen nach, ohne sich nur ein einzigesmal nach seinem sterbenden Vater um-

zusehen. Die Frau wollte wenigstens ein paar Tage bleiben und den Mann pflegen, den man heben und tragen mußte wie ein kleines Kind. Nicht einmal das Essen konnte er selber nehmen. Später nahm sich die Nachbarstation Lourdes des armen Mannes an. Lourdes ist viel größer als Emaus und in jeder Beziehung für solche Fälle viel besser eingerichtet als wir. Immerhin findet man sich zu solchen Opfern nur aus Liebe zu Gott bereit. An sich verdiente oft ein roher, heidnischer Kaffer diejen und jenen Liebesdienst nicht, wir helfen ihm doch im Hinblick auf das bekannte Wort unseres Heilandes: „Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Matth. 25, 40.

Kürzlich sprach mir ein Bruder seine Verwunderung darüber aus, daß die Kaffern hier in Ostgruuland gar so einfach lebten, namentlich betreffs der Kost. Tatsächlich sind die hiesigen Schwarzen in diesem Stück recht arm daran. Denn sie haben fast nichts als Mais, Amabele und Kürbisse. Die Hauptnahrung bildet bei ihnen der Mais, den die Frauen zwischen zwei Steinen zerreiben und dann ihren berühmten Pallitsch (Maisbrei) damit kochen: Amabele, eine einheimische Hirsenfrucht, wird fast ausschließlich zur Bereitung des Ushwala (Kaffernbieres) verwendet, und die Kürbisse werden dem Pallitsch als besondere Delikatesse beigemischt.

Die Kaffern in Natal und überhaupt jene, welche der wärmeren Meeresküste entlang wohnen, haben in der Nahrung eine viel größere Abwechslung. Dort gedeiht, zumal auf sandigem Boden, die Süßkartoffel ganz vorzüglich. Sie wächst das ganze Jahr hindurch, — nur muß man darauf schauen, daß sie beim Pflanzen in feuchten Boden kommt, — treibt spaltenlange, mehr als faustgroße Knollen und ist sehr schmackhaft. (Auch Weiße essen sie oft mit Vorliebe, andern widersteht sie wegen des eigentümlichen süßen Geschmacks). Ferner pflanzen die Kaffern an der Küste eine Art Bohnen, die in der Erde wachsen, vorzüglich schmecken und sehr nahrhaft sind, die kaffrische Zwiebel und manches andere, was im Innern des Landes nicht gedeiht. Hier aber haben sie nicht einmal die kleine, an der Küste wild wachsende Wassermelone, und sind daher, wie gesagt, fast nur auf Mais, Amabele und Kürbisse angewiesen. Wohl kommt es auch vor, daß sie nach dem Beispiel der Europäer zwischen den einzelnen Maisreihen Stangenbohnen pflanzen, allein das ist selten, und bedeutet einen Fortschritt, zu dem sich nur wenige erheben.

Dieses Jahr ist den guten Leuten des früh einfallenden Winters wegen der Mais leider zum größten Teil erfroren, desgleichen die Kürbisse, die sie so sehr lieben. Wir in Emaus dagegen waren heuer mit Kürbissen reich gesegnet und konnten davon viele Wagenladungen einheimen. Bald verbreitete sich die Kunde davon in halb Griqualand und Pondoland, und von allen Seiten kamen nun die Mädchen und Frauen, schon im Gänsemarsch, eine hinter der andern, nach Emaus gepilgert, um sich gegen eine Kleinigkeit Kürbisse einzutauschen, die sie sodann im Jubel auf dem Kopf nach Hause trugen. Einzelne kamen, selbst bei schlechtester Witterung, halbe Tagesreisen weit daher. Armen und Kranken, zumal solchen, die wir persönlich kannten, gaben wir von unserm Vorrat umsonst. Damit haben wir den guten Leuten eine große Freude gemacht.

Das Meertliebste bleibt dem Kaffer natürlich immer das Fleisch, zumal jetzt, da er infolge der Rinderpest und des ringsum drohenden East-coast-fever (Bodenpest) nur verhältnismäßig selten eins zu kosten bekommt. Wählerisch war er dabei nie; auch das Fleisch von verendetem Vieh wird einfach am Feuer gebraten oder im Kessel gekocht und mit Appetit verzehrt. Halbfaules, schon ziemlich übelriechendes Fleisch ist ihm sogar ein besonderer Leckerbissen (ubomi); hat er davon ein gehöriges Stück und noch eine Ukamba Kaffernbier dazu, so ist sein Glück voll, und könnte er darüber den Himmel vergeffen.

Als Trinkgeschirr dient dem Kaffer meist ein ausgehöhlter Kürbis, im Notfalle auch irgend eine Schale oder ein Becher, und sei er noch so rostig und schmutzig. Zur Aufbewahrung von Bier fabrizieren die Weiber eigene größere und kleinere Lehmtröpfe. Gereinigt werden diese Geschirre nur selten, wohl schon deshalb nicht, weil man dabei Gefahr läuft, sie zu zerbrechen. Diese Gefäße aber sind ihnen unentbehrlich, denn in der Regel liegt ihre Hütte hoch oben auf dem Berg, oder wenigstens am Abhange desselben, und die Mädchen und Frauen müssen das Wasser aus den oft ziemlich weit entfernten Quellen und Bächen auf dem Kopf herbeischleppen. Als Kochgeschirr dient ihnen der bekannte dreifüßige eiserne Kessel, dessen Füße vielleicht schon ein halbes Duzendmal und darüber repariert worden sind, und um dessen Außenrand sich eine gehörige Schicht Ruß abgelagert hat. Das Innere wollen wir lieber gar nicht unteruchen.

Uebrigens gibt es auch Kaffern, — ich rede zunächst immer von heidnischen — die recht reinlich sind, und sich selbst, ihre Kleidung, ihre Habe und den ganzen Kraal hübsch in Ordnung zu halten wissen. Und im allgemeinen steht der Kaffer in diesem Stück viel höher da, als der Kuli (Indier). Allzu hoch darf man da allerdings seine Forderungen nicht stellen, zumal, wenn man bedenkt, daß in vielen Fällen Schweine, Ziegen und Kühe usw. mit den Schwarzen die gleiche Wohnung teilen. In der Regel erhebt sich schon aus der Kleidung der Leute, die mich holen und aus der Umgebung und dem Aeußeren eines Kraals, wie es im Innern aussieht. Von Christen kann der Missionär mit Zug und Recht Ordnung und Reinlichkeit verlangen. Verantwortlich dafür macht er die Mutter; ist diese ordnungsliebend und rein, dann in der Regel auch der Mann und die Kinder: und ihre Wohnung und alles, was drum und dran ist, atmet einen wohlthuenden, spezifisch christlichen Geist. Das rechne ich auch zu den Wohltaten des Christentums.

(Fortsetzung 10. u. 11.)

Domine, da mihi animas!

Von Rev P. Florian, O. C. R.

Maria Ratsch. — Es war am 6. September 1907, als um die Mittagsstunde ein kaffrisches Mädchen zu mir kam mit der Meldung, der Vater sei schwer krank und verlange nach der hl. Taufe. Da jedoch der betr. Kraal volle acht Stunden von der hiesigen Missionsstation entfernt ist, sagte ich dem Mädchen, ich würde morgen kommen, für heute sei es zu spät, weil ich keine passende Fahrgelegenheit mehr hätte. Eine Strecke weit konnte man nämlich die Bahn benutzen, dann mußte man noch zwei Stunden zu Fuß gehen. Das Kind gab sich damit zufrieden und trat sofort den Rückweg an.